

Am Ende ist alles anders

Ich hatte schon immer eine dunkle Begabung, aber es dauerte, bis ich dahinter kam, welche es war. Nun, ich bin nicht stolz darauf, immerhin verbringe ich die meiste Zeit meiner nur spärlichen Freizeit in einem abgedunkelten Arbeitszimmer, ein Gläschen Energie Drink neben mir, selbstverständlich mit Eis, und ein hell beleuchteter Monitor vor mir, der mir irgendwann, in einigen Jahren, eine Augenoperation beschern wird. Aber so mag ich es. Das ist meine Welt. Hier bin ich zu Hause, hier kenne ich mich aus, hier kann mir niemand etwas vormachen.

Was ist das für ein Leben, fragen Sie sich vielleicht, gefangen in einer Welt, die für viele andere Menschen keinen Sinn ergibt, einer Welt, die mit der tatsächlich existierenden so viel gemein hat, wie ein Hammerhai mit einem Gartenzwerg. Vielleicht fragen Sie sich auch, was mich daran so entzückt, welche Rolle jene seltsamen Buchstabenkolonnen einer leicht modifizierten, sicherheitsoptimierten Unix Shell in einem Leben schon spielen können, wo die Faszination liegt, Stunden um Stunden über ein kleines Skript nachzudenken und darüber zu brüten, wie man es möglichst klein und unauffällig halten kann, so dass ein etwaiges Sicherheitssystem eines fremden Netzes es nicht erkennt.

Natürlich fragen Sie sich das, denn das macht jeder. Ich aber hingegen muss darüber nur schmunzeln, lache in mich hinein und schüttle belustigt den Kopf. Wenn Sie sich das wirklich fragen, dann haben Sie keine Ahnung, nein, nicht die geringste.

Mein Name ist Alec Meyers, ich bin 24 Jahre alt und Programmierer. Tagüber entwerfe ich Business getriebene Datenbankapplikationen, kümmere mich ums Debugging und um die ordnungsgemäße Verwahrung meiner Quellcodes in den entsprechenden Archiven. Seit ich denken kann, ist jenes schwarz umrandete, hell erleuchtete Bild meines Monitors, alles, was in meinem Leben von Bedeutung ist. Die Entwicklung von intelligenten, auf den Menschen zugeschnittenen Programmen ist nicht nur mein Lebensinhalt, sondern mein ein und alles. Stehe ich am Morgen auf, habe ich bereits die ersten Zeilen meiner neuen Entwicklung im Kopf und muss sie nur noch auf den Computer übertragen; der Künstler vor seiner noch unbefleckten Leinwand. Wenn ich am Abend ins Bett gehe, nehme ich die Zahlenkolonnen, Pointer, definierten Variablen und Funktionen mit mir mit, die selbst dann noch vor meinem geistigen Auge aufleuchten, wenn ich bereits vor mich hin döse. Ab und zu, ob Sie es nun glauben oder nicht, träume ich sogar in der von mir verwendeten Programmiersprache, finde Fehler in von mir entworfenen Konstrukten, an denen ich unter Tags noch gearbeitet habe, werde auf noch zu lösende Probleme aufmerksam und schreibe neue Module und Klassendefinitionen, quasi im Schlaf.

Dies ist alles was ich brauche.

Tagüber ernähre ich mich von dem, was mir die Cafeteria meines Unternehmens anbietet, meist helles Toastbrot mit Schinken und Käse, gelegentlich Salami. Heute hatte ich Glück, denn es gab Thunfischaufstrich, eine wahre Rarität in unserer Kantine und damit ein echter Leckerbissen. Nur selten betrachte ich das, was ich zu mir nehme genauer. Meistens bin ich nicht einmal gedanklich bei der Sache. Mein Gehirn kennt keine Pausenfunktion, keinen Interrupt. Soziale Kontakte habe ich zur Genüge. Mir reichen die Bilder meiner Kollegen auf meinem IM Client. Ich sende ihnen Nachrichten, wenn ich ihre Hilfe brauche oder mit einer bestimmten Funktion nicht mehr weiter weiß. Doch ich habe auch gelernt, dass menschliche Wesen oft eine unzuverlässige und fehleranfällige Datenquelle darstellen. Eine Quersuche in Google führt mich meist schneller zum erhofften Ergebnis, als die Ratschläge meiner Mitarbeiter. Aber das kümmert mich im Grunde nicht. Sie sind mir ohnehin zuwider, diese anderen. Ihren Humor kann ich nicht teilen, ihre Freizeitpläne noch weniger. Von Paul, dem ehrgeizigen Sportler halte ich nicht viel, seine Angeberei geht mir auf die Nerven, und auf Rita, die Perfektionistin, die meist den halben Vormittag über ihr ohnehin völlig zerstörtes, äußeres Erscheinungsbild nachdenkt, möchte ich gar nicht näher eingehen.

Mein Team besteht aus acht Mitarbeitern. Sieben zuviel, wenn Sie mich fragen. An ihren Gesprächen nehme ich nicht teil. Fragen stellen sie mir auch keine. Das haben sie schon vor langer Zeit aufgegeben. Sie wissen, dass meine Stärken in dem liegen, was ich schaffe, in dem, was meine Hände und mein Verstand aus dem Nichts erheben. Darin bin ich gut, wirklich gut. Niemand in meiner Firma ist so produktiv, wie ich es bin. Ich muss mich vor niemandem verstecken, ich muss niemanden fürchten und niemandem hinterherlaufen. Für mich zählt einzig das Projekt, an dem ich gerade arbeite, und wenn das vollendet ist, das nächste. Alles andere blende ich einfach aus.

„Hey Alec, heute schon was gegessen?“ sagt eine mir wohl vertraute Stimme neben mir und reißt mich aus meiner Konzentration. Es ist die von Chuck Emerson, einer jener Mitarbeiter, die bereits seit der Anfangszeit des Unternehmens hier arbeiten. Er sieht mich von der Seite her an, doch ich beachte ihn nicht. Ich weiß, was er mit seiner Frage bezweckt.

„Hey Mann, ich rede mit dir.“

Er lächelt und sein Gesichtsausdruck offenbart die tiefe Verachtung, die er für mich empfindet. Mir geht es ihm gegenüber nicht anders.

„Bist du taub, Mann? Oder hast du einfach nur einen an der Waffel?“

Kurz hebe ich den Blick zu ihm hoch und senke ihn umgehend wieder. Worte fallen mir keine passenden ein, also versuche ich weiterzuarbeiten. Doch die Anspannung steigt. Meine Finger huschen schneller über die Tasten. Ich mache Fehler. Chuck versetzt mir einen leichten Stoß von der Seite, wodurch meine Tastatur ein wenig verrutscht.

„Verdammtter Freak“, murmelt er und ich höre das Gelächter der Kollegen. Sie amüsieren sich schon wieder auf meine Kosten, wie schon so viele Male zuvor. Aber nicht mehr lange und es wird ein Ende haben. Er schleudert mir noch weitere Gemeinheiten entgegen, lässt mich aufs Neue Zentrum des Gelächters werden, bevor er schließlich wieder zurück an die Arbeit geht und mich in Ruhe lässt. Ich schiebe die Tastatur wieder auf ihren Platz zurück. Trotz all der Erniedrigungen muss ich schmunzeln. Warte nur, Chuck, denke ich, mal sehen, wer morgen noch lachen wird. Dann arbeite ich weiter.

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich erschrocken zusammenfahre, wenn der Bildschirm auf schwarz schaltet und die Umrisse menschlicher Gesichtszüge zum Vorschein kommen; meiner Gesichtszüge. Das irritiert mich und ich wechsele geschwind in einen anderen Modus, wähle ein anderes Hintergrundbild oder beginne einfach die Arbeit an einem neuen Programm.

Die schwarze Filterkaffeemaschine der Firma Braun, die in regelmäßigen Abständen heißes Wasser in teils schon aufgeweichte Filter gießt, den Kaffeesud ein weiteres Mal umspült und ein schwarzes Gesöff produziert, das meist nicht einmal entfernte Ähnlichkeit mit Kaffee besitzt, spielt in zyklischen Intervallen ihr Dampf durchtränktes Lied für mich. Ich nehme noch eine Tasse, die achte für diesen Tag, gieße sie in mich hinein, spüre, wie die Hitze meinen Körper durchströmt und fühle mich wieder lebendig, bereit, weiterzumachen. Für einen kurzen Moment lege ich meine Handflächen auf meine Augen, gebe meinen Lidern Gelegenheit, das was die Elektronik in den letzten Stunden zunichte gemacht hat, wieder zu reparieren und setze meine Arbeit schließlich fort.

Am Ende des Tages bin ich müde. In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken, die Funktionsnamen und Variablen, die neu erschaffenen und revidierten Programmabschnitte. Ich habe Kopfschmerzen. Der hämmernde Pulsschlag dröhnt in meinen Ohren und raubt mir beinahe den Verstand. Jetzt will ich nur noch nach Hause.

Vielleicht ist dies ja der eine Augenblick des Tages, an dem ich am ehesten „normal“ wirke, wenn es denn jemanden gibt, auf den diese Eigenschaft angemessen zutrifft. Ich verlasse, wie alle anderen, das Büro, gehe gemeinsam mit ihnen die Treppe hinunter, versuche zu vermeiden, dass sich unsere Hände, Füße und Ellbogen am Weg nach draußen berühren, meide den Augenkontakt und steuere still dem Drehkreuz entgegen. Kurz halte ich meine Eintrittskarte an den RFID Leser und gehe nach draußen. Der Weg zur U-Bahn-Station ist nicht sonderlich weit. Das kreisrunde, blaue Symbol kann ich sogar von hier aus erkennen.

Dort ziehe ich eine Karte, setze mich in den Wagon der Linie D, drücke die kleinen, weißen In-Ear-Kopfhörer, die ich stets bei mir habe, in meine Ohren und schalte die Musik ein. Ab und an schließe ich die Augen, blende meine gegenwärtige Umgebung einfach aus und versinke in den Rhythmen europäischer Power Metal Balladen, um die Fahrt einfach nur irgendwie zu überstehen. Der Geruch ungewaschener Körper, der Gestank schlechter Zähne, Alkohol und ein wenig Urin erfüllen die Luft. Ich kann es riechen, ich kann es schmecken. Beim Gedanken daran richten sich meine Nackenhaare auf. Ich presse meinen Schal vor Mund und Nase und versuche, so wenig wie möglich zu atmen. Ein ungepflegter Mann mir gegenüber beobachtet mich aufmerksam. Bestimmt ist er schon so lange Teil dieser Welt, dass ihm der Geruch gar nicht mehr auffällt. Er mustert mich von Kopf bis Fuß und schüttelt, in einem Moment, in dem er glaubt, ich sehe nicht hin, angewidert den Kopf. „Was für ein Freak“, wird es sich vermutlich denken, genauso wie Chuck. Auch er versteht mich nicht. Niemand tut das.

Die Fahrt nach Hause dauert lang. Meine Station ist die letzte dieser Linie. Ich verlasse den Wagon, laufe die Treppen nach oben, presse den letzten Atemzug der ekelhaften U-Bahn-Luft aus meinen Lungen und atme wieder klar, zumindest, soweit wie es in einer Großstadt wie dieser schon möglich ist. Nach wenigen Minuten des Gehens erreiche ich mein Wohnhaus. Ich trete ein, laufe eilig die zwei Stockwerke nach oben, schließe die Tür mit einem dreifach gesicherten Magnetkontakt Schlüssel auf und verriegle sie hinter mir wieder.

In meiner Wohnung ist es endlich wieder still. Der Geruch menschlicher Ausdünstungen existiert hier nicht. Die Luft ist unverbraucht, gefiltert und rein. Ich hänge meine Jacke an den Kleiderständer, stelle die Schuhe auf ihren Platz und lasse mich in die schwarze Ledercouch meines Wohnzimmers fallen. Hier verharre ich zehn Minuten lang und warte, bis die Anspannung und die Aufregung meinen Körper wieder loslassen. Mein Blick fällt auf die große, silberne Uhr über der Wohnzimmertür, die in weiß umrandeten Buchstaben die Uhrzeit anzeigt. Mir bleibt keine Zeit mehr. Ich stehe wieder auf, streife die Rolle des Programmierers ab wie eine

Maske und verdränge die noch anstehenden Projekte und die Herausforderungen meiner Arbeit. Heute ist in meinem Kopf kein Platz mehr dafür. Ich betrete mein Arbeitszimmer, den Ort, an dem mein Computer auf mich wartet, um endlich die eine Aufgabe in Angriff zu nehmen, auf die ich mich schon so lange vorbereitet habe. Vorbereitung ist schließlich alles, nicht wahr?

Nun, über welche dunkle Begabung verfüge ich wohl? Haben Sie es mittlerweile erraten?

Mein auf Sicherheit getrimmtes Linux Betriebssystem fährt wieder hoch. Mit den Fingern zähle ich die Sekunden. Ich aktiviere die Bash, setze meine ersten Befehle ab und atme tief durch. Das Unterfangen ist schwierig, der Weg ist weit, das Risiko hoch, der Preis ebenso. Ich habe bereits vor Monaten mit der Planung meines Vorhabens begonnen und muss heute nur noch die dafür erstellte Checkliste abarbeiten. Bloß keine Fehler machen, Alec, sage ich mir immer wieder. Dafür bist du schon zu weit gekommen. Wenn alles glatt geht, dann wird das heute ein perfekter Abschluss und die Verwirklichung eines Traums. Ich stelle eine unverdächtige, verschlüsselte Reverse-Shell-Verbindung zu jenem PC her, von dem ich meinen Angriff aus starte. Ein ganz bestimmter, irgendwo im Internet. Ich wusste, dass er heute läuft. Fragen Sie mich nicht woher. Ich tippe die ersten, wirklich kritischen Befehle in die Bash und sehe das erwartete Ergebnis in hellgrüner Schrift auf schwarzem Hintergrund vor mir aufleuchten. Es funktioniert. Ich folge der Checkliste, umgehe zwei Firewalls, nutze die Schwachstellen eines ungepatchten Webservers und verschaffe mir mit einem schlanken, von mir geschaffenen Trojaner, Zugriff auf das Netz des attackierten Kreditinstituts. Nicht alles klappt auf Anhieb und ich brauche sehr lange, um meinen Plan umzusetzen. Endlich aber erscheint die erwartete Anzeige:

„Zugriff nur für autorisierte Mitarbeiter! Wie lautet das Kennwort?“

„Ja!“ rufe ich in die Dunkelheit. Meine erste und einzige relevante Wortmeldung des heutigen Tages.

Ich gebe die im Vorfeld in Erfahrung gebrachten Daten ein und drücke die Enter Taste. Die Anzeige wechselt zu einer tabellarischen und ich wähle die gewünschte Option. Ich blättere die Konten der Geschäftskunden durch und wähle das mit dem höchsten Guthaben. Nach der Umgehung einer erneuten Sicherheitsabfrage gelange ich in das Überweisungs Menü. Dort gebe ich das Konto an, auf dem ich das Geld haben möchte und ziehe das halbe Vermögen eines Herrn Dr. Sobotas, einem städtischen Immobiliencycoon, dorthin ab. Ich bestätige den Transfer, verlasse das Bank Interface, schließe die Verbindung und lösche das kleine trojanische Pferd, das ich auf dem Webserver abgelegt habe. Ich agiere schnell, diskret und unauffällig. Dann bin ich draußen, die Verbindungen sind gekappt, die Arbeit ist getan.

Ich lehne mich in meinem schwarzen Lederstuhl zurück und atme tief durch.

Mit einem im Vorfeld zurechtgelegten USB Stick starte ich mein System neu. Ein Automatismus löscht alle Daten meiner Festplatte und überschreibt sie in achtmaligem Durchlauf vom ersten bis zum letzten Sektor mit Zufallszahlen. Wenn das Programm in wenigen Stunden die Datenvernichtung beendet hat, wird es voll automatisch den Zustand meines Systems vor dem Angriff wiederherstellen. Würde jemand meinen PC dann untersuchen, so würde er keine Indizien mehr finden.

Noch einmal atme ich tief durch, lass das soeben Geschehene in meinem Kopf Revue passieren und lächle. Meine Arbeit trägt endlich Früchte und ich bin zufrieden. Nein, das erste Mal seit langem bin ich sogar glücklich. Ich schlüpfe in meinen Schlafanzug, reinige meine Zähne und lege mich ins Bett. Doch es dauert lange, bis ich einschlafen kann. Ich bin zu aufgeregt. Zu viele Gedanken wiederholen sich ständig in meinem Kopf, zu viele Stimmen, die ich nicht unterdrücken kann.

Am nächsten Tag bin ich schon sehr früh wach. Ich wasche mich, wähle eines meiner schöneren Kurzarmhemden, lege eine Krawatte an und mache mich auf den Weg in die Arbeit. Ich bin der erste der eintrifft, fahre meinen PC hoch und arbeite darauf los. Langsam aber sicher füllt sich das Büro und der Alltag beginnt von Neuem. Auch Chuck ist heute wieder hier. Ob er denn schon etwas ahnt?

Nach einer Weile wird es ungemütlich. Eine Polizeieinheit stürmt das Büro, eine weitere umstellt es von draußen. Irgendjemand schreit. Es wird wohl Rita sein.

„Hände nach oben!“ ertönt die Stimme des Polizisten, während er durch die Menge schreitet. „Ich möchte keine falsche Bewegung von euch sehen!“

Sachte und fast lautlos lege auch ich die Tastatur zur Seite, fahre mit meinem Schreibtischstuhl einen Meter zurück und erhebe mich. Der Polizist fixiert mich mit seinem Blick, hält seine Waffe weiter nach vor gerichtet und kommt langsam auf mich zu. Obwohl ich versuche, ruhig zu bleiben, pocht mein Herz so heftig in meiner Brust, als würde es jeden Moment daraus hervorbrechen. Der Mann steht nun unmittelbar vor mir. Sein Blick bleibt an meinem Namensschild haften.

„Alec Meyers?“ sagt er in strengem Tonfall. „Sind Sie das?“

Ich nicke. Alles fühlt sich fremd und ungewohnt an. Ob ich wohl etwas übersehen habe?

„Nun, wir suchen einen Ihrer Kollegen. Er heißt Chuck Emerson, kennen Sie ihn?“

Ich nicke abermals und deute mit meiner Hand in Richtung der Cafeteria, wo sich Chuck soeben ein Frühstück holen wollte. Dann geschieht alles gleichzeitig. Der Polizist deutet seinen Männern an, die Kantine zu stürmen.

Chuck ist sichtlich verwirrt und leistet keinen Widerstand. Der Schock seiner plötzlichen Festnahme sitzt zu tief und die Gründe dafür liegen noch nicht klar auf der Hand. Seine Gesichtsfarbe wirkt milchig weiß und er zittert am ganzen Körper. Die Männer lesen ihm seine Rechte vor, eine Leier, die er wohl aus dem Fernsehen kennt, von der er aber nie gedacht hätte, dass er sie eines Tages selbst hören würde.

„Sie haben gestern Abend etwa fünfeinhalb Millionen Euro von einem Geschäftskonto eines hier ansässigen Immobilienmaklers entwendet und ihrem eigenen gutgeschrieben.“

„Was?“ gibt Chuck zu bedenken, doch das ist alles, was er zu sagen imstande ist.

„Kommt Ihnen das vertraut vor?“ Der Mann händigt Chuck seine jüngsten Kontoauszüge aus.

„Nein, ich ... ich war das nicht. Das muss ein Versehen sein.“

„Das glaube ich weniger. Die Kontrollbehörde hat schon vor geraumer Zeit ein Auge auf Sie geworfen. Wir wissen, dass Sie bereits vor Monaten erste Recherchen zu dem Kreditinstitut angestellt und einen vorsichtigen Hackangriff gestartet haben.“

„Wie kommen Sie denn bitte darauf?“

„Ganz einfach“, entgegnet der Mann und hält ihm ein weiteres Dokument vor die Nase. „Hier, sehen Sie selbst.“

„Datenschutzbericht?“, stammelt Chuck, „Ich verstehe nicht.“

„Das ist der Beweis, mein Freund, dass Sie die Sache über Monate hinweg geplant und gestern schließlich umgesetzt haben. Ein Bankraub, wie er im Buche steht. All ihre Zugriffsversuche wurden im Detail mitgeschrieben und uns zur Verfügung gestellt.“

„Das ...“, Chuck zögert. „Das kann nicht sein.“ Seine Stimme wird brüchig. „Ich war zwar gestern zu Hause und saß vor meinem Computer, aber ich, ich habe ... gespielt.“

„Und anscheinend noch so manch anderes getan. Wahrscheinlich wären Sie vor zwei oder drei Jahren sogar damit durch gekommen. Ihr Angriff war schließlich wohl überlegt. Hätten Sie auch an die Vorratsdatenspeicherung gedacht, wären Sie vielleicht noch vorsichtiger gewesen, nicht wahr?“

„Aber ich ...“

„Schon gut, sparen Sie sich das für Ihren Prozess auf.“

Mit diesen Worten verlassen die Männer mit dem Gefangenen das Gebäude.

Die Gesichter meiner Kollegen sind aschfahl. Alle diskutieren über Chuck und über die von ihm erbeuteten Millionen, manche weinen sogar. Ich höre dem Geschnatter eine Weile zu, bevor ich mich schließlich wieder meiner Programmierung zuwende. Endlich Ruhe, denke ich, atme erleichtert auf und schmunzle. Wer hätte wohl gedacht, dass Chuck zu so etwas fähig ist? Sie etwa?